

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Jugenderinnerungen

Devrient, Therese

Stuttgart, [1908]

Berlin (1813-1818)

[urn:nbn:de:bsz:31-37763](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37763)

Berlin

(1813—1818)

In einem Hauderer eng zusammengepackt, den schweren, großen Cäsar auf unsern Füßen, bewegten wir uns langsam, sehr langsam auf der Landstraße fort. Überall waren noch Spuren des unvergeßlichen Winters von 1813 zu sehen, denn die Frühlingssonne war nicht stark genug, um so schnell die Schneemassen zu vertilgen. Die Reise war beschwerlich, wir mußten mehrere Nachtlager machen, was wir aber mit Behaglichkeit konnten, da wir von Franz reichlich mit Reisegeld versehen waren. So erreichten wir endlich Berlin.

Dicht an die Wagenfenster gedrängt, spähten wir vergeblich nach der großartigen Schönheit der uns so oft gepriesenen Stadt, denn daß wir gerade durch den häßlichsten Teil kamen, wußten wir nicht. Wir fuhren eine endlos lange und langweilige Straße hinauf durch tiefen Kot, die Häuser waren weder so altertümlich interessant wie unsere Hamburger, noch so sauber und freundlich wie die Plöner. Dazu standen an beiden Seiten der Straße Männer mit großen Piefen, das Eis in den Rinnsteinen aufzuhacken, und sie taten dies so lärmend und roh, daß die Eissplitter oft gegen unsern Wagen

sprangen, was dann noch mit höhnischem Lachen und Wiken begleitet wurde. Kurz, wir fühlten uns enttäuscht und waren beängstigt und verstimmt.

Der Kutscher mit der Adresse des Gasthofes, der uns angegeben war, in der Hand, fragte oft Vorübergehende und hielt dann auf einem unbedeutenden Marktplatz, dem Hackeschen Markt, vor einem ebenso unbedeutenden Hause still. Wir waren wieder enttäuscht, denn wir hatten ein elegantes, großes Hotel erwartet und lasen hier auf dem Schilde: „Restauration und Gartenvergnügen.“ Wir zögerten auszustiegen, als aber der dienstbeflissene Wirt und die Kellner die Wagentüre aufrißen, sich unserer Sachen bemächtigten und versicherten, die Zimmer seien bereit, und der Herr, der sie bestellt hätte, warte schon oben, da gingen wir beflommen die Treppen hinauf. Oben empfing uns Franz mit stürmischer Freude und zog uns in ein freundliches Zimmer, das durch den hübsch gedeckten Tisch in der Mitte recht behaglich aussah.

Vater und Franz waren sofort, als wären sie kaum getrennt gewesen, in lebhaftem Gespräch, weit, weit in den Wäldern von Brasilien, woher Franz die Hölzer bezog. Er erwartete eben wieder eine große Schiffsladung, die über Bremen oder Hamburg per Achse nach Berlin befördert werden sollte.

Die Suppe war aufgetragen, Mutter bat zu Tisch zu kommen, aber die Herren kamen nicht und wanderten immer tiefer in die Urwälder. Wir rückten die Teller, klapperten mit den Löffeln und Gläsern; alles vergebens! Erst nach wiederholter dringender Aufforderung von Mutter, endlich, als Vater aufgestanden war, entschloß

sich Franz auch zu uns an den Tisch zu kommen. Er aß wenig und sehr rasch, sprach dabei mit solcher Lebhaftigkeit, teilte von seinen wirklich großartigen Unternehmungen und Plänen so viel mit, daß uns ganz schwindlig wurde.

Das Essen war vortrefflich, aber wir hatten keinen Genuß davon. Wir knusperten Konfekt, tranken Champagner, der, unsere Ankunft zu feiern, in den Gläsern lustig perlte und schäumte. Franz stieß mit uns an und sagte: „Noch einmal herzlich willkommen!“ Man sah auch, daß es ihm wirklich und wahr vom Herzen kam — und dennoch lag es wie ein Alp auf uns allen.

Nach einigen Tagen bezogen wir die Belletage eines stattlichen Hauses an der neuen Promenade, dem Stall und Remise für Franzens Equipage nicht fehlte. Der Hauptvorteil dieses Hauses waren die Geschäftsräume. Auf dem Kontor saßen mehrere Kommiss, auf dem Hofe waren große, geräumige Warenlager, unter einem Schuppen wurden ungeheure Mahagoniblöcke zersägt, vor dem Tor draußen bewegte eine Mühle ihre Flügel, ausländische Hölzer für Franz zu malen; kurz, es war ein großes kaufmännisches Treiben, für uns höchst anziehend und interessant.

Sobald wir uns ein wenig eingelebt hatten, ging Vater seinen Bruder aufzusuchen. Wir waren ebenso bewegt wie er und begleiteten ihn in Gedanken mit der innigsten Teilnahme.

Nie werde ich den Ausdruck seines Gesichts vergessen, als er zurückkam. Die Brüder waren versöhnt. Ein Kummer, der fast das ganze Leben hindurch auf

meinem Vater gelastet hatte, war von seinem Herzen genommen. Strahlend von reinster Freude fragte er uns, ob wir ihn zum Onkel begleiten wollten. Wir waren mit Freuden alle bereit. Vater war so ungeduldig, diesen Wunsch zu erfüllen, daß er uns schon am nächsten Tage, und zwar sehr zeitig, zu diesem Besuche antrieb. Franz war der einzige, der sich davon ausschloß, was Vater aber nicht gerade unangenehm zu sein schien. Nicht ohne Bangigkeit, da wir ja nicht wußten, wie wir uns zu benehmen hatten, machten wir uns, schön gepuht, auf den Weg.

Auf einem der ältesten Märkte der Stadt zeigte Vater auf ein altmodisches Haus, den Laden seines Bruders. Er war fest verschlossen, was uns erinnerte, daß heute Sabbath sei, worüber wir nicht wenig verlegen waren, da wir befürchten mußten, unsere Gegenwart werde gerade heute dem alten, strenggläubigen Manne verlezend sein.

Wir traten in den Flur; hier war alles unfreundlich, gebräunt und finster; wir stiegen die Treppen hinauf und klingelten an einer hölzernen Gittertüre. Eine häßliche alte Jüdin öffnete sehr verdrießlich und lief, ohne sich weiter um uns zu kümmern, zurück in ihre Küche. Vater klopfte an eine Türe, es rief: „Herein!“ Eine helle, besonders reinliche und wohlgeordnete Stube empfing uns. Altmodische Möbel ringsum. An der Wand ein Becken unter einem Wassergefäße von blankgeputztem Zinn, ein feines, weißes Handtuch hing daneben. Aus der ganzen, sorgfältigen Anordnung, aus der Stille, die im Zimmer herrschte, und aus tausend Kleinigkeiten

atmete uns eine Festtagsstimmung an; und als der alte Mann, der Vater so ähnlich sah, mit der kleinen, braunen Stutzperrücke uns so freundlich entgegnetrat, seine Hände ausstreckte und „Schön willkommen!“ rief, da schwand unsere Verlegenheit, und es ward uns wohl und behaglich zumute.

Dieser herzliche Empfang und das schnell in Gang gekommene, trauliche Gespräch der beiden Alten vertilgte den letzten Rest von Befangenheit in uns. Unterdessen öffnete einer der Söhne, die sich nun auch eingefunden hatten, die Türe eines anstoßenden Zimmers, um uns Kindern eine kleine Unterhaltung zu verschaffen. „Ach, wie schön,“ riefen wir im Hineintreten; denn gewiß hunderte von bunten, schön gestickten, altmodischen Röcken, Westen und Hüten, türkische und andere Kostüme hingen an den Wänden rings umher, alle Kasten waren voll Schmuck, Schnallen, Schärpen und noch tausenderlei solch schöner Sachen. Wir waren ganz außer uns und besonders glücklich über die Erlaubnis, damit spielen zu dürfen. Nach einer kleinen Weile kamen wir, ich in einer altmodisch gestickten Weste, einem ebensolchen Rock mit langen Schößen, einem kleinen, dreieckigen Hut auf dem Kopfe und einem Stock mit großem Knopf in der Hand, Lore phantastisch gekleidet, in das Wohnzimmer, wo ich ehrerbietigst meinen Hut abnahm und gravitätisch auf die Versammlung losschritt. Der Onkel war ganz entzückt und lachte so herzlich darüber, daß wir, ermutigt durch den Beifall, aus dem Stegreife eine komische Szene aufführten, die albern und kindisch genug war, dem guten Onkel aber unbeschreibliches Vergnügen machte. „Kinder-

leb, geht 'naus zu Braine," sagte er mit seinem gutmütigen Tone, „die wird mal lachen!" Braine, die alte, verdrießliche und fromme Köchin, die schon seit 30 Jahren im Hause des Onkels zuverlässig und treu gedient hatte, war eine Respektsperson, wie wir bald merkten, und wir waren dem Onkel zuliebe gerne bereit, uns vor Braine zu präsentieren. Mit starken Schritten und lauter, komischer Anrede traten wir zu ihr in die Küche, wo es delikatschmeckend roch, und machten unsere Fagen, die ihren Eindruck nicht verfehlten, denn sie lachte, daß sie die Hände in die Seite stemmen mußte, um sich zu halten.

Nun wurde der Tisch gedeckt, das Essen aufgetragen und Vater und Söhne traten zum Becken, drehten den Hahn auf, und indem sie leise ein Gebet murmelten, ließen sie das Wasser ihre Hände bspülen, trockneten sich, setzten ihre Hüte auf und gingen zu Tisch. Mein Vater folgte verlegen, unsere Blicke vermeidend, ihrem Beispiel. Wir setzten uns. Der Alte nahm ernst und feierlich das Brot, segnete es und teilte es aus. Sein sonst so freundliches Gesicht hatte einen finsternen, mißtrauischen Ausdruck bekommen, als er uns das Brot reichete. Aber es war uns allen in diesem Augenblick so fromm, so feierlich zumute, daß er es uns wohl ansehen mochte, denn erleichtert und heiter blickte er zu seinen Kindern hinüber. Bei Tische waren wir alle sehr munter und vergnügt. Das Essen war auf echt jüdische Weise bereitet, schmeckte vortrefflich, und als Braine wieder mit überhitztem, glühendem Gesicht eintrat, eine Schüssel aufzusetzen, sagte Mutter: „Braine, Sie kochen

ja ganz prächtig, ich komme nachher zu Ihnen in die Küche, da müssen Sie mir sagen, wie Sie die Sauce gemacht haben." Nun war auch Braine ganz gewonnen, sie drehte sich schmunzelnd auf den Pantoffeln und erwiderte: „Sie tun mir zu viel Ehre an, werteste Madame!" Der Onkel war ganz überglücklich und nach dem Essen rief er: „Braine, geh' mit den Kindern zu meiner Tochter, sie soll die Balchains mal sehen." Es dauerte nicht lange, so kam Braine, sauber angezogen, eine goldene Haube auf, um uns zu holen. Sie nahm uns an der Hand und führte uns wie im Triumphe durch eine enge, schmutzige Straße. Fast an allen Fenstern und Türen sahen wir zur Feier des Sabbats Braines müßige Glaubensgenossen, denen sie hie und da zunickte. Vor dem Fenster eines Hauses rief sie laut: „Hersch! Hersch!" hinauf. Ein blaßes Gesicht erschien eilig und freundlich nickend. „Meines Herrn Bruderkinder aus Hamburg!" gellte sie ihm zu und zog uns weiter, uns auf ähnliche Weise noch an verschiedenen Türen und Fenstern präsentierend, bis wir in eine breitere, helle Straße einbogen und an das Haus der verheirateten Tochter des Onkels kamen. Von diesem Besuch ist mir nichts weiter erinnerlich, als daß die freundliche, sanfte Frau jeder von uns ein großes Stück Kuchen gab, und daß sie mir, ihrer wunderlichen Haube wegen, die mit gekrausten Strichen das Gesicht eng umschloß und ängstlich jede Spur von Haar verbarg, sehr auffiel. Als ich später einmal zufällig ihr volles, glänzendes Haar sah, weiß ich, daß sie mich dauerte, daß das strenge jüdische Gesetz ihr, wie allen jungen Frauen, diesen

Zwang auferlegte, den schönen, natürlichen Schmuck so verstecken zu müssen.

Sehr befriedigt und mit dem angenehm beruhigenden Gefühl der gänzlichen Ausöhnung der beiden Brüder gingen wir vom Onkel nach Hause; und dennoch, ich muß unsere Schwäche eingestehen, ängstigten wir uns schon im voraus, wenn er sein Versprechen, uns zu besuchen, erfüllen würde. Wie wird Franz ihn aufnehmen und was werden die Leute sagen, wenn der alte Mann mit dem langen Bart und dem dreieckigen Hut zu uns kommt? All diese Gedanken quälten uns, so lieb wir den guten Alten auch gewonnen hatten.

Glücklicherweise kam er eines Morgens, als weder Franz zu Hause noch sonst irgend jemand bei uns war. Er war freundlich, aber sehr förmlich und geniert, blieb nicht lange und bat uns, nur recht bald wieder zu ihm zu kommen.

An einem Freitag abend machten wir uns wieder auf den Weg zu ihm. „Sein Laden ist noch auf, laßt uns einen Augenblick zu ihm hineingehen, das wird ihm Freude machen,“ sagte Vater. Wir traten in einen engen, finsternen Laden, der von oben bis unten mit alten Kleidern vollgehängt war. Der Onkel stand da in einem abgetragenen Rock und zeigte mit unterwürfiger Gebärde und Ausdruck einem Käufer ein Kleidungsstück. Er sah ärmlich und scheu aus, kaum getraute er sich, uns zu begrüßen, und machte durch sein Benehmen einen unbeschreiblich wehmütigen Eindruck auf mich; ich fühlte die Unterdrückung der ganzen Nation in diesem Augenblick. Wir gingen hinauf, um im Wohnzimmer ihn zu erwarten.

Ein angenehmer Duft von Neseda wehte uns entgegen, und dennoch kam es mir heute in der Dämmerungsstunde auch hier trübe und freudlos vor. Nach einer Weile hörten wir unten den Laden schließen, den Dunkel mit den Söhnen die Treppen heraufsteigen. „Nu seid mir herzlich willkommen, Kinderleb!“ rief er sehr freundlich im Eintreten uns zu. Braine kam, seinen Festtagsrock über dem Arm. „Alha, gib her!“ sagte er wohlgefällig und heiter, zog den alten Rock ab und warf ihn verächtlich hin, als ob er die ganze Last der Wochentage damit von sich täte und legte mit dem Ausdruck der größten Behaglichkeit den besseren an. Braine hatte unterdes die Vorhänge herabgelassen, ein feines, weißes Tuch über den Tisch gebreitet und zündete nun in der ganz dunkel gewordenen Stube eine Menge von Lichtern auf schweren, silbernen Leuchtern an, die sie alle in symmetrischer Ordnung auf den Tisch stellte. Das kleine Zimmer war plötzlich tageshell geworden, und wie nun der Dunkel wie ein alter Patriarch mit ehrwürdiger, feierlicher Miene an dem Tisch stand und zum Beginn des Sabbats seine Gebete murmelte, da fühlte ich in dieser Umwandlung auf einmal all den süßen Zauber, der in der Ausübung frommer Gebräuche ruht.

Der Abend verging theils wieder in herzlichen Gesprächen und Erinnerungen der beiden Alten, theils wußte Mine sich durch ihr freundliches, munteres Wesen und durch ihre Lieder sehr beliebt zu machen. Als sie beim Abendessen ihre Serviette öffneten, fand sie im Bande derselben einen Louisdor. Sie war verlegen und wußte nicht, wie sie dies so seltsam gebotene Geschenk annehmen

oder ob sie es zurückweisen sollte; als der gute Alte aber sehr naiv sagte: „Mein Tochterleib, du hast mir heut so viel Freude gemacht, muß ich dir doch auch eine machen,“ da fühlte Mine, daß sie ohne Kränkung es ihm nicht abschlagen dürfe.

Vater besuchte den Bruder noch einigemal. Allein die gänzliche Verschiedenheit ihrer Ansichten und Verhältnisse, besonders aber die mißtrauische Rückhaltung der Söhne machte es unmöglich, sich innerlich vertraulich näher zu kommen. So trennten sie sich wieder, doch ohne Groll oder Zerwürfniß. Die große Stadt begünstigte es sogar, daß sie sich niemals wieder trafen bis zum Tode.

Unser jetziges Leben war so reich an Widersprüchen, daß ich es kaum zu schildern vermag. Außerlich glänzend und voll Annehmlichkeiten, sah es im Innern traurig aus. Franz hatte durch seine bewundernswürdige Beredsamkeit und seinen außerordentlichen, erfinderischen Geist einen der besonnensten und solidesten Kaufleute Berlins vermocht, ihm sein ganzes Vermögen zur Ausführung seiner großen Pläne anzuvertrauen. Er lebte in beständiger Selbsttäuschung; sein kühner Geist kannte keine Beschränkung; so kam er nie zum Genuß dessen, was ihm gelungen war. Es lag durchaus nicht in seiner Absicht, den Männern, die ihm so großes Vertrauen schenkten, Schaden zuzufügen. Im Gegenteil, er war eine edle Natur und lebte in der vollen Überzeugung, ihnen durch seine großartig kaufmännischen Combinationen Vorteil bringen zu können. Mutter mit ihrem

einfach bescheidenen Sinn durchschaute dies künstlich aufgebaute luxuriöse Leben und erwartete mit tiefer Bekümmerniß den Verfall desselben.

Franz hielt es für seine Pflicht, für die Bildung und Erziehung seiner kleinen Schwestern aufs beste zu sorgen. Er hatte mir gleich beim Einzug einen Flügel für mein Üben angeschafft, jetzt engagierte er auch einen anerkannt tüchtigen Musiklehrer und für den wissenschaftlichen Unterricht einen ihm sehr empfohlenen Mann. Dieser, Herr Kräbblin, war ein Sachse, groß, breitschulterig und sehr häßlich, machte aber gern auf seine Häßlichkeit aufmerksam, weil er stolz darauf war, der Büste des Sokrates ähnlich zu sehen. Daß sein Unterricht ein sehr systematischer war, das glaube ich kaum; allein Herr Kräbblin verstand es, unsere geistigen Fähigkeiten zu wecken und uns für alles Große und Schöne zu entflammen. Er war schon ein älterer Mann, aber voll des jugendlichsten Enthusiasmus. Wir schwärmten mit ihm für die Heroen der Vorzeit und nicht weniger für die großen Männer unserer Tage. Mit Herrn Kräbblin feierten wir Blüchers Einzug in Paris, stimmten mit ihm in den Jubel der ganzen Bevölkerung, als die Viktoria, das schöne, von Napoleon geraubte Bronzestandbild nach Berlin zurückgebracht wurde. Denn Grimm über den Räuber hatte oft unser Herz erfüllt, wenn wir auf dem Brandenburger Tore nur die kahle eiserne Stange sahen, welche der Siegesgöttin zur Stütze gedient hatte. Jetzt stand sie wieder oben auf ihrem Götterwagen und hielt mit starker Hand die Zügel der sich bäumenden Rosse.

Wir waren, wie die ganze damalige Jugend, aufs tiefste ergriffen von den gewaltigen Ereignissen der Freiheitskriege, und einen besonderen Eindruck auf mein 10jähriges Gemüt machte der Heldentod des jungen, schönen Theodor Körner. Die armen, vereinsamten Eltern (denn auch die liebliche Schwester Theodor Körners war aus Gram über den Tod des Bruders diesem bald nachgefolgt) wohnten in unserer Nähe. So oft sie an unserem Hause vorbeiging, riefen wir einander zu: „Körners kommen!“ und traten geräuschlos an das offene Fenster. Es war ein stattliches Paar, beide etwas stark und ziemlich von einer Größe. Sie gingen langsam, ernst und schweigend die Straße hinauf, und keiner, der sie erkannte, ging gleichgültig an ihnen vorüber. Man erzählte sogar, daß Leute, die ihnen ganz fremd waren, sie ehrfurchtsvoll begrüßten. Mir war es ein beruhigendes Gefühl, die Frau so dicht an ihren Mann gelehnt und von diesem sorglich geführt zu sehen.

Von dem einsiedlerischen Leben unserer ersten Zeit in Berlin war längst schon keine Rede mehr, und wir Kinder genossen den ganzen Reiz der Geselligkeit. Zuweilen nur schreckte uns Mutters Mahnung, „Kindercher, Kindercher, seid fleißig und lernt was, die Geschichte hier geht nicht lange mehr so fort,“ aus unserm Freudenrausch. Ihr sorgenvolles Gesicht, ihre langen, ernstesten Beratungen verstanden wir damals noch nicht.

Der Winter flog in Franzens sturmbewegtem Hause rasch dahin. Es war nicht kleinliche Vergnügungssucht,

die ihn zu diesem Leben trieb; er hielt es jetzt für seinen kaufmännischen Kredit für notwendig und wußte nicht, wie sehr er sich gerade dadurch schadete. Auch hatte er selbst wenig Genuß davon, das sah man bald. Er konnte manchmal lange, lange brütend vor sich hinstarren, ohne zu hören, was um ihn vorging, und seine finsternen Mienen verrieten, was er litt.

Das einzige beruhigende Mittel gegen diese furchtbare Aufregung waren seine abendlichen Spazierritte. Er jagte zum Thor hinaus, meist ohne Plan und Ziel.

Eines Abends kam er spät und ungewöhnlich heiter nach Hause, freute sich, uns alle noch wach zu finden und erzählte, er sei durch das erste Dorf geritten, habe seinem Pferd die Zügel gelassen, wie er es gern zu tun pflege, und die gute Liese sei ein vortrefflicher Führer gewesen. Sie habe ihn zu einem lieben, alten Manne, einem Schullehrer gebracht, der mit Frau, Sohn und Tochter in einem einsamen Hause nahe bei einer Kolonie wohne. „Der Ort Schönholz,“ erzählte Franz in seiner lebhaften Weise, „ist unter Ludwig XIV., wo viele Protestanten ihres Glaubens wegen Frankreich verlassen und auswandern mußten, vom Kurfürsten gegründet worden. Die armen Flüchtlinge fanden auf alle Weise Unterstützung bei ihm. Jeder der Auswanderer erhielt ein Stückchen Land und ein Häuschen als Eigentum mit der Bedingung, den Boden zu kultivieren. Eine ziemliche Strecke von der Kolonie entfernt ließ der Kurfürst ein massives Haus für den Schullehrer bauen, dem gleichfalls ein nicht unbeträchtliches Stück Land zugewiesen wurde. Damals lag das Haus noch ganz dicht von

Wald umgeben, und eine große, weittönende Glocke unter dem Dache mußte dem Schulmeister und seiner Familie oft bei Gefahr die Hilfe der Nachbarn in der Kolonie herbeirufen. Die Stunde, die ich in dem einsamen Hause bei den liebenswürdigen Leuten zugebracht, hat so wohlthuend auf mich gewirkt, daß ich gleich auf Monate dort einige Zimmer und den Anteil an der Küche für uns gemietet habe."

Wir waren rasch elektrifiziert von dem Plan, und schon nach wenigen Tagen fuhren wir in einem mit tausend Kleinigkeiten überfüllten Wagen hinaus. Die Fahrt durch schattige Baumalleen, am Dorfe Pankow vorbei, durch ein schweigendes, dämmeriges Kiefernwäldchen — der Boden mit Nadeln glatt bestreut, würzig duftend, die Stämme in rötlichem Schimmer, — ging uns rasch genug vorüber, da sahen wir schon hinter dem wogenden Getreidefeld, aus welchem hin und wieder die Kronen der niedrigen Obstbäume hervorragten, das rote Dach und die blendenden Fenster des Schulhauses.

Wir trafen gegen Mittag ein. Das saubere Haus, die freundlichen Leute und die netten, neu hergerichteten Zimmer machten auf Mutter einen wahrhaft beglückenden Eindruck. Sie und Mine begannen sofort für unser Mittagessen zu sorgen. Frau Ritter, die Lehrersfrau, mit der sie die Küche teilen mußte, war ebenso hilfreich als bescheiden.

Unterdessen gingen Lore und ich hinaus. Nachdem wir des Schulmeisters kleines Gebiet überschritten hatten, lag, einer Wüste gleich, eine große Sandfläche vor uns; in der Ferne gaben breite Sandhügel, Schanzen aus

dem Franzosenkriege, die ganz zusammengesunken waren, uns eine lebhaftere Erinnerung an den verhaßten Feind. Blendend weiß und glühend lag alles in der Sonnenhitze da; man hörte kein Geräusch außer dem Schwirren der Insekten und dem eintönigen Hersagen des Einmal-eins in der Schulstube. Wir gingen um das Haus herum. Neben dem Getreidefeld mit den Obstbäumen waren lange Streifen mit Kartoffeln, Bohnen und verschiedenen Gemüsen bepflanzt; auf einer großen Strecke Landes standen ausschließlich Maulbeerbäume noch aus der Zeit der Seidenraupenkultur Friedrichs des Großen, wie uns der Alte nachher erzählte.

Nah bei dem Hause lag der Friedhof der ärmlichen Kolonie, mit Grabhügeln, deren viele schon ganz eingesunken waren. Kein Kreuz, kein Stein bezeichnete die Stelle, wo ein lieber Verstorbener ruhte. Nur von dürftigem Grün waren die Gräber überzogen und von einzelnen roten Grasnelken geschmückt, die sich im warmen Winde auf ihren schlanken Stielen bewegten. Von keiner Umzäunung oder Mauer begrenzt, schloß sich die Begräbnisstätte anspruchslos der weiten, öden Heide an. Mittagsdunst lag rings umher, es war ungewöhnlich still und einsam und so friedlich, so schön, daß uns eine heilige Empfindung überkam, und wir wie angewurzelt standen.

Der Garten der Gutsherrschaft, durch den wir heimwärts gingen, machte einen traurigen Eindruck, überall Verlassenheit und Vernachlässigung; Pavillons mit zerfallenen Fenstern, umgestürzte Steinfiguren und ganz mit Gras und Moos überwucherte Wege, nur dicht am



Papiermühle bei Pankow

Schlößchen ein kleiner Blumengarten, den der Gärtner wohl zu seiner eigenen Freude so frisch und zierlich erhielt; die Herrschaft besuchte das Gut schon seit Jahren nicht mehr.

Ermüdet kamen wir wieder bei Mutter und Mine an, die inzwischen schon tüchtig ausgepackt und eingrichtet hatten.

Bald fühlten wir uns heimisch und traulich in dem lieben einsamen Schulhause. Franz benutzte jede freie Stunde, zu uns herauszureiten, und auch Vater scheute den weiten Weg nicht. Müstig wanderte er fast jeden Abend zu uns nach Schönholz. Zweimal in der Woche begleitete ich ihn in die Stadt, um zu einer befreundeten Familie zu gehen, wo der Klavierlehrer mich erwartete. Am Tor trennten wir uns, und jeder ging seinen Geschäften nach, und wir winkten und winkten uns noch

zu, solange wir uns sehen konnten. Punkt zwölf Uhr stand ich wieder am Thor und brauchte nicht lange auf meine Equipage zu warten. Der Milchmann von Rosental, der alle Morgen, wenn wir noch schliefen, an Schönholz vorüber nach der Stadt fuhr, nahm mich und einen Korb voll Eßwaren, den ihm unsere Stadtköchin geschickt hatte, mit zurück auf seinem Wagen. Ich setzte mich zu ihm auf das kleine Brett, das vornen, in Stricken schwebend, angebracht war. Hinter uns rumpelten die leeren Milchfässer und unser Korb. Sobald wir aus der Nähe der Stadt waren, schlief der langweilige Milchmann ein. Die Pferde schlichen ebenso schläfrig durch den tiefen, heißen Sand. Ich saß unter meinem Sonnenschirm und dachte mir eine Reise um die Welt dabei aus. Aber nicht mit dem Milchmann! — In der Nähe der Kolonie stieß ich ihn an, um ihn zu ermuntern, denn aus all den kleinen Häusern kamen Frauen und Mädchen, für die er in der Stadt etwas besorgt hatte. Er zog die verschiedensten Dinge aus einem zugebundenen Sack, reichte sie vom Wagen herab und fuhr mich dann bis vor unser Grundstück.

Um uns Kindern eine regelmäßige Tätigkeit zu verschaffen, bat Mutter Herrn Ritter, uns täglich ein oder zwei Unterrichtsstunden zu geben. Der alte Mann, sehr geschmeichelt von dieser Aufforderung, willigte gern ein, und während die Bauernkinder ihn immer nur in Hemdärmeln oder der Arbeitsjacke sahen, kam er zu unserm Unterricht stets blank gewaschen, gekämmt und im Rock. Diese Rechen-, Schreib- und Geographiestunden waren aber schrecklich langweilig, und wir sprangen, wenn sie

vorüber waren, so glücklich zur Thüre hinaus, daß auch Cäsar jedesmal ein Freudengebell anhob. Dem Hunde bekam der Landaufenthalt sehr gut. In der ersten Zeit hatte es zwar zuweilen einen kleinen Verdruß gegeben, wenn er den Stadtherrn spielen und den Hühnern imponieren wollte; als aber der Hahn einmal hoch aufgerichtet, mit Bornestönen auf ihn losging, ließ er den Schwanz hängen, schlich beschämt fort und genoß seitdem bescheiden und behaglich die ländliche Ruhe.

Nur an Sonn- und Festtagen ward diese Ruhe und Stille unterbrochen. Es gab damals in Berlin ganz eigene Art von Vergnügungspartien, und es wäre sehr schade, wenn der gesteigerte Luxus und die Eisenbahn sie verdrängt hätten. Mehrere Familien verabredeten zusammen eine solche Landpartie und mieteten dazu einen nur für diesen Zweck bestimmten Wagen. Er war sehr groß, unbedeckt und hatte meistens sechs Bänke, jede für drei Personen berechnet. Am frühesten Morgen hielt er vor der Thüre der ihm zunächst wohnenden Familie. Schon das Hinaufflettern auf den Wagen war, besonders für Frauen, höchst unbequem und gab die erste Gelegenheit zum Spaßen. Man wählte die Plätze nach Rang, Alter und Neigung — auch das war lustig. Saßen die Erwachsenen, so wurden die Kinder hinaufgereicht und noch dazwischen eingeklemmt. Zuletzt wurden die Körbe mit Gewaren unter die Bänke geschoben. So ging es fort von einer Straße zur andern, bis die Gesellschaft zusammen und der Wagen überreichlich besetzt war.

Auch Schönholz wurde zuweilen von solchen Gesell-

schaften besucht oder, wie Mine es nannte, heimgesucht. Etwa gegen neun Uhr des Morgens hielt dann der Wagen, durch Peitschengeknall angekündigt, vor der Türe des Schulhauses, meist mit müden Pferden und schlafenden Kindern. Kutscher und Pferde wurden in der Kolonie beim Schulzen untergebracht, die mitgenommenen Lebensmittel an Frau Ritter übergeben, und nun ging gleich das Vergnügen los.

Gewöhnlich war auch wie in früheren Zeiten ein Poffenreißer (aber kein bezahlter) dabei, über dessen unausgesetzte Späße die ganze Gesellschaft pflichtschuldig lachte. Dies spornte ihn immer mehr an und erhielt die andern frisch. — Man spielte auf dem weiten öden Felde, oft in brennender Sonnenglut „Anschlag“, „Beck“ und „Blindekuh“. Derjenige, dem die Augen beim Blindekuhspiel verbunden wurden, sang folgende Strophe:

Antor ging und wollte sich erquicken
Aber Psyche ließ sich nicht erblicken;
Er ging wieder
Auf und nieder,
Bis er seine Schöne fand!

Dabei stolperte er oft wirklich, oft nur zum Schein, welches ein allgemeines Gelächter erregte.

Unterdes kochte Frau Ritter eine große Schüssel Kartoffeln, wozu entweder mitgebrachter kalter Braten, oder auch nur Häringe gegessen wurden. Man war außerordentlich genügsam in dieser Beziehung, das Vergnügen war die Hauptsache. Sowie das einfache Mittagsmahl beendet war, rüstete man sich gleich wieder zu neuen Spielen oder Spaziergängen; denn der kostbare

Tag im Freien mußte ganz ausgenützt werden. Bis zum späten Abend dauerte die Fröhlichkeit ungetrübt fort. Zur bestimmten Stunde hielt der Wagen wieder vor der Türe, die Gesellschaft zahlte der Lehrersfrau etwas Geringes und fuhr singend gegen drei Stunden durch den tiefen Sand im Mondschein nach Hause.

Der Herbst nahte. Da es früh schon dunkel wurde, kam Vater nur noch selten heraus. Lore und ich gingen ihm oftmals entgegen, was ihm immer Freude machte. Einmal sahen wir ihn von fern durch den Wald kommen und versteckten uns hinter ein Gebüsch, um ihn plötzlich durch unser Erscheinen zu überraschen. Er kam uns näher, und wir hörten ihn aus voller Seele Gebete sprechen, dabei schritt er rüstig vorwärts und sah so heiter und glücklich aus, daß wir unsern kindischen Vorsatz aufgaben und verlegen leise zu ihm hintraten. Er schien gestört und verbarg hastig etwas vor uns. Wir waren ganz traurig darüber, und ich fragte in betäubtem Tone: „Was hast du, Vater? zeig es uns.“

Er sah uns sehr ernst an, als er aber unsern feuchten Augen begegnete, lächelte er und zog ein ledernes Band hervor, das in einen rundlichen Knoten geschürzt war.

„Es sind die heiligen zehn Gebote,“ sprach er in feierlichem Tone. Wir berührten sie mit ehrfurchtsvoller Scheu. Vater war sichtlich erleichtert, streichelte uns freundlich und sagte: „Jetzt springt voran und stört mich nicht.“

Wir liefen nach Hause und erzählten Mutter alles. Da sie Vater Vorwürfe über sein Mißtrauen und seine Heimlichkeit machte, sagte er: „Wie glücklich bin ich,

daß ich von nun an ohne Scheu vor euch meine Gebräuche üben kann. — Zu der Gemeinde gehöre ich nicht mehr, ich denke, der himmlische Vater wird mit meinem einsamen Gottesdienste vielleicht auch zufrieden sein. — Mutter, du kannst dir gar nicht denken, wie sich jetzt mein ganzes Herz dahin drängt, ich werde alt!"

Die Zeit des Versöhnungsfestes kam heran und Vater beschloß, wenn auch außer der Gemeinschaft seiner Glaubensgenossen, doch für sich allein dieses höchste und ernsteste der Feste wieder mitzufeiern. All unsere Besorgnisse, daß diese Anstrengung ihm nicht bekommen werde, wies er zurück; so mußten wir uns darein fügen.

Raum war die Sonne am Vorabende des Festtages untergegangen, so wünschte er uns allen eine gute Nacht und ging in ein einsames Hinterstübchen, das er verschloß. Es war ein grauenhaftes, unheimliches Gefühl für uns, in seinen Sterbekleidern ihn uns jetzt denken zu müssen. Geräuschlos legten wir uns nieder und horchten seinem Gebet, die Müdigkeit aber übermannte mich, noch lange hörte ich die Töne seines Gebets durch meinen Schlaf. Am andern Morgen wartete Mutter besorgt an seiner Thür, er aber trat heiter und fröhlich heraus. Keine Art von Erfrischung durfte er sich erlauben, selbst sich zu waschen war ihm verboten. Er ging ins Freie, Lore und ich begleiteten ihn.

In dem großen Garten der Herrschaft stand auf einem Hügel, von Büschen versteckt, ein japanisches Schirm-

dach auf einem Mittelposten ruhend. Auf der Spitze saß ein buntgemalter Drachen von Holz, der mit seinem grimmigen Rachen und den ausgebreiteten Flügeln aus dem Grün hervorragte. Es war ein angenehmes Plätzchen, Spaziergänger vor einem Regenschauer zu schützen. „Das soll mein Tempel sein,“ sagte Vater lächelnd, „spielt ihr unten und stört mich nicht.“ Mit diesen Worten ging er langsam den Hügel hinan, und ward unsern Blicken durch das Gebüsch entzogen. Wir setzten uns andächtig in das hohe, weiche Gras, eine heilige Stille war rings um uns her, nur durch den Gesang der Vögel unterbrochen, die lustig über uns hinslogen in dem hellen Sonnenschein. Mir war so wohl, so leicht ums Herz, als wären auf einmal alle Schwächen und Fehler von mir genommen, durch das Gebet des lieben, frommen Mannes da oben unter dem Drachen.

So hatten wir eine Zeitlang in tiefer Nührung gegessen, nun fing uns aber doch die Zeit an lang zu werden, wir standen auf, suchten Blumen, spielten, jagten uns und kamen lachend und lärmend zu Hause an. Mittags war auch Vater zurückgekehrt, wir baten ihn aber sich zu entfernen, als wir uns zum Essen setzten, denn es war uns nicht möglich in seiner Nähe etwas zu genießen; er willigte uns zu Gefallen ein, versicherte aber freundlich und anspruchslos, wie er immer war, daß er gar kein Bedürfnis fühle etwas zu genießen.

Endlich kam die von Mutter sehnlischst erwartete Dämmerungsfunde, und mit frohem Herzen breitete sie ein Tuch über den Tisch, zündete die Lichter an und ließ die Lieblingsgerichte Vaters auf dem Tische

dampfen. Eilig liefen wir, ihn zu holen, er aber fing erst in aller Ruhe an sich zu waschen und zu puhen, und als wir nun ungeduldig immerfort ihn riefen, sagte er: „Ei Kinder, ich kann doch nicht so unfeilich an den hellen festlichen Tisch mich setzen.“ Seine wahre begeisterte Frömmigkeit hatte ihn leicht und ohne Anstrengung die schweren Stunden des Fastens, Wachens und Betens überstehen lassen.

Bald nach diesem Feste kamen viele auf einander folgende Regentage und machten den Aufenthalt auf dem Lande unbehaglich. Die Abende wurden lang und einsam, so beschloffen wir wieder in die Stadt zu ziehen, und so sah uns denn der September wieder in unseren alten Räumlichkeiten in Berlin.

Im Oktober feierte ich meinen dreizehnten Geburtstag. Das kostbarste Geschenk dieses Tages war mir die Erlaubnis, von jetzt an zuweilen mit den andern das Theater besuchen zu dürfen.

In nächster Zeit sollte dieser größte Wunsch meines Lebens in Erfüllung gehen, und in fieberhafter Erregung erwartete ich den ganzen Tag über die Stunde, um Hut und Mantel nehmen zu dürfen, und mit Mienen mich auf den Weg zum Theater zu machen.

Die Vorstellung war eine ganz ungewöhnliche, die damals in allen Zeitungen Europas gepriesene Frau Hendel-Schütz gab, wie überall, ihre mimischen Darstellungen. Sie fanden noch im alten, jetzt abgebrannten Opernhause statt. Ich klammerte mich fest an Mire,

als wir in den sehr unkünstlerischen, dunkeln, niedern Eingang traten. Mich berauschte der Geruch von Moder und heißem Punsch, welcher letztere in der anstoßenden Restauration bereitet wurde. Wir stiegen die Treppe hinauf, gingen in die Loge, und ich war erstaunt über den glänzend erleuchteten, schönen, weiten Raum. Nach der Duvertüre hob sich der Vorhang, und man erblickte Madam Hendel-Schütz in griechischer Tracht, ganz nach antiken Vorbildern. Welche Gestalten es waren, die sie darstellte, weiß ich nicht mehr; nur die „Sphinx“, ihr berühmtestes Kunststück ist mir im Gedächtnis geblieben. Sie lag auf einem großen grauen Theaterstein, ebenso grau eingehüllt, die ägyptische Stirnbinde um den in der Tat edeln Kopf, den Hals und die schönen Schultern, Busen und Arme entblößt. Regungslos hielt sie die Arme gerade vor sich hingestreckt; unbeweglich starrte sie ins Weite, eine eigentümlich leise Musik des Orchesters begleitete diese Szene.

Das Publikum raste und tobte vor Entzücken; Madam Hendel-Schütz rührte das nicht; sie blieb unbeweglich, was den Beifall natürlich nur noch steigerte. Ich ging sehr enttäuscht nach Hause.

Am nächsten Morgen machte ich meiner Entrüstung Luft, in der Stunde bei Herrn Kräblin: „Ach,“ sagte ich, „wie geheimnisvoll, schaurig war mir nach ihren Erzählungen das schweigende, lautlose Hinausschauen der Sphinx von den Grabmälern; aber das Hinausstarren der Madam Hendel-Schütz in die Kulisse kam mir recht langweilig und albern vor!“

„Es freut mich mein Kind,“ sagte mein alter Lehrer,

„daß du mit eigenen Augen siehst, und dich nicht von der Menge bestimmen läßt.“

Ein glücklicher Zufall brachte mir bald Gelegenheit auch etwas Ungewöhnliches zu hören. Die weltberühmte Sängerin Catalani gab in Berlin zwei Konzerte, eines in der Kirche, das andere im Theater; und da Franz das letztere nicht besuchen konnte, seiner überhäuftten Geschäfte wegen, durfte ich Mine dorthin begleiten. Die Bühne stellte einen Saal vor. Nachdem das Orchester eine Beethovensche Sinfonie sehr schön gespielt hatte, trat Madam Catalani in einer idealen Tracht auf. Die freundliche Begrüßung des Publikums nahm sie, ganz ihrer imposanten Gestalt angemessen, sehr vornehm auf.

Sie sang eine Arie von Händel mit ungewöhnlich klangvoller Stimme. Stürmisch applaudiert und hervorgerufen dankte sie mit gnädigem Kopfnicken. Einige Orchesterstücke und andere Nummern folgten, dann endlich kam das vom ganzen Publikum mit Spannung erwartete „God save the king“. In der Mitte der Bühne stehend, sang sie den ersten Vers leise mit wohlklingender Stimme. Beim zweiten Vers trat sie vor an die Rampe und übertönte wie mit mächtigem Posaunenklang das ganze volle Orchester.

Wieder ging ich unbesriedigt nach Hause und war froh, des andern Tages bei Herrn Kräbblin mein Herz ausschütten zu können. Er hörte mir wie gewöhnlich aufmerksam und freundlich zu; dann drohte er mit dem Finger und sagte: „Kind, Kind, werde mir nicht mäßig!“

Endlich kam ich dazu, das zu erleben, was ich mir eigentlich vom Theater vorgestellt hatte. Der Tenorist

Gerstäcker, Vater des Amerikareisenden, gab Gastrollen in Berlin.

Franz glaubte mich durch mein bißchen Klavierspielen berechtigt, einige Opern, in welchen der fremde Sänger auftrat, zu hören. So durfte ich den Auführungen des „Sargines“ von Paer, des „unterbrochenen Opferfestes“ von Winter und des „Wasserträgers“ von Cherubini beimohnen. Gerstäcker, welcher den Sargines, den Murnay und den Grafen Armand gab, war ein sehr hübscher, junger Mann mit höchst sympathischer Stimme und anmutigem Gesang and Spiel. Ich war von ihm ganz entzückt und hingerissen und gleich am Morgen nach der ersten Vorstellung freute ich mich, Herrn Kräblin zeigen zu können, daß ich nicht mällig sei. Ich erzählte und beschrieb wahrscheinlich mit sehr glühenden Farben, denn er sah mich so sonderbar lächelnd dabei an. Als ich geendet hatte, sagte er ein wenig ernst: „Ja, ich habe auch gehört, er soll recht brav sein.“ „Brav,“ wiederholte ich, vor Entrüstung kaum imstande das Wort herauszubringen. Seine Äußerung würde mich aus allen Himmeln gerissen haben, hätte ich nicht zu fest darin gefessen.

Während ich in den beiden ersten Opern nur Gerstäcker sah und hörte, wirkte im „Wasserträger“ auch das Ensemble auf mich, und die Handlung erschütterte mich in tiefster Seele. Die Spannung, bis Graf Armand glücklich aus dem Faß und zum Tor hinausgesprungen war, machte mich fast krank. Nun kann man sich vorstellen, wie mir zumute war, als Franz eines Morgens sagte: „Der Sänger Gerstäcker wird heute Abend nach

seiner letzten Gastrolle mit uns zu Nacht speisen. Richtet euch darauf ein, ihn und einige Freunde zu empfangen."

Es hatte neun Uhr geschlagen; der Tisch war hübsch gedeckt. Vater zog die Pfropfen aus den Weinflaschen und stellte sie auf. Mit Herzklopfen gingen Lore und ich umher und warteten auf das Läuten der Hausglocke. Endlich hörten wir den ersehnten Klang, vernahmen lebhaftes Sprechen im Vorzimmer. Nun trat Franz mit zwei uns befreundeten Herren und dem Sänger ein. Er war es wirklich, aber nicht so bleich und erschöpft, als ich es erwartet und gewünscht hatte. Wir setzten uns. Er war angenehm und freundlich in der Unterhaltung. Daß er mit höflicher Verneigung gegen Mutter den Braten rühmte, schien mir ein Beweis seiner Liebenswürdigkeit. Als er aber anfang genau zu beschreiben, wie bei ihm zu Hause der Braten geklopft, gerieben und gespiect werde, erschraf ich. Der poetische Sargines und ein gespiecter Braten! Wie sollte ich in meiner Schwärmerei das fassen! — Zum Glück söhnte seine Äußerung beim Abschied mich wieder mit ihm aus. Er sagte, indem er Franz die Hand reichte: „Ich wollte, ich wollte, ich sammelte auf meinen ferneren Gastrollen ebensoviel Teilnahme und Verständnis als bei Ihnen!"

So anmutig und freundlich meine Erinnerungen an Gerstäcker waren, durch die großartige Erscheinung der Sophie Schröder wurde sie ganz in den Hintergrund gedrängt. Leider habe ich sie nur ein einziges Mal gesehen und zwar in einem sehr untergeordneten Stücke, „Johanna von Montfaucon". Niemals habe ich wieder ein Organ gehört von solcher Kraft, Ausdauer, Leiden-

schaft und zugleich von solch rührender Weichheit und Innigkeit. Dabei war ihre Mimik so ausdrucksvoll und scharf, daß es oft keines Wortes bedurfte. Eine Szene ist mir genau im Gedächtnis geblieben. Johannas Burg wird nächtlicherweife überfallen. Vom Waffentlärm erweckt will sie über die Bühne fliehen. Keine andere Künstlerin durfte es wagen, auf ähnliche Weise, wie Sophie Schröder, diesen Moment darzustellen. Gelähmt von Schrecken, vermag sie sich nicht von der Stelle zu bewegen, und packte in der Angst ihr Nachtgewand, zog sich gleichsam selbst auf diese Weise fort. Ihre Mimik, ihre Bewegung genau zu schildern, ist kaum möglich; aber der Eindruck, den sie auf alle, nicht auf mich allein, hervorbrachte, war ein erschütternder.

Als ich meinem Lehrer davon sprach, sagte er: „Ich bin ein Verschwender gewesen, habe mir auch ein Billet gekauft und die Schröder als Isabella in der „Braut von Messina“ gesehen, und es reut mich nicht. — Denn wenn ich 100 Jahre alt werde, vergesse ich die Szene nicht, in welcher die Leiche Don Manuels der Mutter gebracht wird. Wie ahnungsvoll, zögernd trat sie an die Bahre, hob mit zitternder Hand die schwarze Decke empor, stieß entsezt die Worte: „O himmlische Mächte, es ist mein Sohn!“ hervor, beugte sich halb über die Leiche und sprach dann besonders die Worte „mein Sohn, — mein Manuel“ mit so erschütternder Gewalt der zärtlichsten Mutterliebe, daß wohl kein Auge trocken blieb.“

Wieder kam der Sommer und brachte unerträgliche Hitze. Unsere einzige Erfrischung waren die kleinen

Spaziergänge nach dem nahegelegenen Windmühlenberg und zu Franzens Mühle, wo er die Färbehölzer mahlen ließ. Wir Kinder begleiteten ihn oft und gern, zuweilen auch Mutter und Mine, die ihre Arbeit mitnahmen und sich auf umgehauene Baumstämme setzten und eifrig nähten, während wir umherspielten, bis Franz mit seinen Geschäften fertig war. Fröhlich gingen wir dann nach Hause. Wie genügsam waren wir doch! Die Hügel mit dem dürftigen Rasen, den zwei oder drei staubigen Büschen, das ferne Geräusch der Stadt, zuweilen der rötliche Schimmer der Abendsonne, dies alles erfüllte uns mit einer Stimmung, wie sie wohl den Bewohnern reicherer Gegenden nur bei den herrlichsten Naturszenen zuteil wird.

Sommer und Herbst brachten uns keine besonders bemerkenswerten Ereignisse.

Der Winter [1817/18] stellte sich ein, und der Windmühlenberg lag voll Schnee, und wir saßen fleißig und traulich zu Hause. In diesem Winter schienen die Maskenbälle das Lieblingsvergnügen der Berliner zu sein, und Franz schien bei keiner dieser Lustbarkeiten fehlen zu dürfen. Eines Morgens trat er ganz besonders aufgereggt zu uns ins Zimmer und freute sich uns noch beim Frühstück zu finden. Seiner sonstigen Gewohnheit entgegen setzte er sich zu uns und erzählte: „Ich habe gestern abend eine merkwürdige Bekanntschaft gemacht. Ziemlich gelangweilt ging ich unter den Masken umher, als eine schlanke, männliche Gestalt im Domino mir auffiel. Ich warf ihm einige Worte zu und war sehr erstaunt, eine sehr geistvolle, pikante Antwort zu

erhalten. Das reizte mich, kurz, wir waren bald in ein so lebhaftes Gespräch verwickelt, daß wir uns in einem einsamen Winkel des Saales Platz suchten und bis Mitternacht unsere Unterhaltung, die immer wärmer und vertrauter wurde, fortsetzten. Die Hitze und der Durst trieben uns zum Büffet, und nun denkt euch mein Erstaunen, als der blaue Domino seine Maske abnahm und ich statt eines 40jährigen, wie ich erwartet, einen zarten, blonden Jüngling von höchstens 17 Jahren vor mir sah. Ich war so frappiert, daß ich laut auflachen mußte. Alles, was er sagte, war so ernst, so männlich, seinen Jahren so voraus, daß mein Interesse für ihn immer höher stieg. Auch er schien Wohlgefallen an meiner Unterhaltung zu finden, und so zweifle ich nicht, daß er sein Versprechen halten wird, mich zu besuchen.

„Wer ist denn der junge Mensch?“ fragte Mutter.

„Er ist der Neffe des berühmten Ludwig Devorient.“

„Ach!“ riefen wir alle erfreut und überrascht. „Er ist im Geschäft seines Vaters, eines geachteten Kaufmanns, und gewiß kauft manche junge Dame Blumen und Handschuhe im Laden des alten Devorient in der Brüderstraße, nur um den hübschen Eduard durch das Kontorfenster am Pult sitzen zu sehen.“

Wir waren natürlich nicht wenig gespannt, diesen „Wunder-Jüngling“, wie wir ihn nannten, kennen zu lernen, und guckten jedesmal, wenn es klingelte, durch die Türspalte. Endlich am Sonntag mittag, wir waren noch bei Tische, meldete das Mädchen einen jungen Herrn, der Franz zu sprechen wünsche. „Das ist er! das ist er!“ riefen wir. Franz ging hinaus; wir hörten eine

freudige Begrüßung, die Türe von Franzens Zimmer knarren und warteten in atemloser Spannung. — „Wie sah der Herr aus?“ fragten wir. „Sehr hübsch,“ war Dörrens kurze, aber im Kennerton gesprochene Antwort.

„Das ist wirklich ein ganz origineller Mensch,“ rief Franz, als er seinen Freund hinausbegleitet hatte, schon im Eintreten. „Unzufrieden mit seinem Beruf, melancholisch, wie nur ein Jüngling sein kann, voll glühender Begeisterung für die Kunst, und dabei von den strengsten Grundsätzen. Er ist so moralisch, ach so beschämend moralisch.“

Am nächsten Sonntag waren wir eben in eifrigstem Komödienspiel bei einer Freundin, als Mutter uns nach Hause rufen ließ. „Der junge Herr ist wieder da,“ sagte Dörre. Wir liefen mitten aus der tragischsten Szene davon, zu Mariannes größtem Arger. Mit Herzklopfen und Bagen drückte ich auf die Türklinke.

Bei der hellen Lampe am Tische saßen die Eltern und Mine, Franz und der Fremde in der letzten Fenster-nische des großen Zimmers in eifrigem Gespräche und sahen sich nicht einmal um, als wir eintraten. Ich setzte mich absichtlich mit dem Rücken gegen sie, um zu zeigen, daß ich mich auch nicht um sie kümmere.

Mutter bat die Herren an den Teetisch, und langsam, ohne ihr Gespräch zu unterbrechen, traten sie heran.

„Ach, da seid ihr ja,“ rief Franz und stellte uns als seine kleinen Schwestern vor. Der junge Mann begrüßte uns durch ein freundliches Nicken, wie man Kinder zu grüßen pflegt. Das verdroß mich wieder. Wie konnte

aber auch Franz so ungeschickt sein, uns als kleine Schwestern vorzustellen.

Ich war verstimmt, zum erstenmal in meinem Leben.

Franzens Freund sang Lieder, las Gedichte, ernste und muntere, in alemannischer Mundart, ganz allerliebft. Alle waren entzückt, in heiterster Laune, nur ich saß mürrisch und wortkarg da und hatte, was mir sonst so fremd war, ein Gefühl von Bosheit, denn ich besann mich nur, wie ich den jungen Gast wohl ärgern könnte.

Zum Überfluß forderte mich Franz noch auf ihm etwas vorzuspielen; der gute Franz, er wollte mit seiner kleinen Schwester prahlen. Es war mir nicht danach zumute, aber ich wußte, wie leicht er heftig wurde, und wünschte auch nicht, der Fremde möchte glauben, ich wolle von ihm gebeten sein. So bezwang ich Angst und Widerwillen, suchte mir Noten und spielte, — ich glaube nicht schlecht.

Der junge Devrient sagte mir einige freundliche, lobende Worte, die ich mit trotzigem Lächeln aufnahm.

„Nun, wie gefällt euch Eduard?“ fragte Franz, als dieser eben fortgegangen war. Die ganze Familie war seines Lobes voll, selbst im Bette dauerte das Gespräch zwischen Mutter, Mine und Lore durch die geöffnete Thüre des Schlafzimmers noch lange fort.

„Nun, du sagst ja gar nichts, gefällt er dir denn nicht?“ rief Mine mir zu. Ich stellte mich schlafend — und wachte fast die ganze Nacht.

Eduard besuchte uns oft, und wurde allen mehr und mehr ein lieber, willkommener Gast. Nur wir beide konnten nicht miteinander fertig werden. Erstens mißfiel es mir sehr, daß er so galant gegen alle jungen Mädchen war, die er in unserm Hause traf. Ich nannte es „seiner ganz unwürdig“, worüber Franz schrecklich lachte. Die gute Mine aber war sehr betrübt, und bat mich freundlich gegen Eduard zu sein. „Du bist es ja sonst gegen jedermann, nur vor ihm zeigst du dich, wie du eigentlich gar nicht bist. Er meint es so gut mit dir, — aber er nannte dich neulich gegen mich einen kleinen verzogenen Trozkopf.“

„O ja,“ erwiderte ich gereizt, „er meint es gut, er kümmert sich um mein Klavierspiel, und wie weit ich in der Geographie und Geschichte bin, und das will ich nicht. Ich habe an einem Lehrer übergenug und brauche nicht noch einen pedantischen Schulmeister.“

Mine schüttelte den Kopf; sie verstand Eduard und wurde bald seine vertrauteste Freundin. Ihr teilte er alle seine jugendlichen Pläne, Hoffnungen und Enttäuschungen mit.

Eines Tages brachte uns Eduard seine Schwester Auguste, ein sehr hübsches, blondes Mädchen, ein Jahr jünger als ich. Sie ging in die Schule und hatte wohl daher schon ein etwas damenhaftes, ungezwungenes Benehmen, das ich bewundernd anstaunte. Wir konnten uns anfangs nicht recht in einander finden, denn ich war noch ein rechtes Kind.

Eine Einladung von Eduards Eltern für uns brachte große Aufregung hervor, und nach sehr feierlichem Abschied von Mutter und Mine gingen Lore und ich schön gepuzt an dem bestimmten Sonntag nach der Brüderstraße. Wir erblickten den Namenszug von L. P. Devrient schon von ferne und schlichen leise bei dem Laden vorüber, durch die kleine Türe, die enge Treppe hinauf. Oben standen wir lange vor der Türe, lachten vor Angst und ließen die Klingel immer wieder los, bis ich mir ein Herz faßte und schellte.

Auguste sprang uns froh entgegen, sie hatte schon gewartet. Etwas bekümmert gingen wir mit ihr durch das erste kleine Zimmer, „die gute Stube“, in ein zweites, das eigentliche Wohnzimmer, das wenig größer und sehr einfach war. Hier empfing uns die Mutter sehr freundlich und gut. Sie war eine große, korpulente Frau mit kurzgeschrittenen Haaren, dem sogenannten Tituskopf. Der erste Eindruck, den sie auf mich machte, war kein sympathischer, doch entdeckte ich unter der etwas gebräunten und runzeligen Haut die vormals schönen, ja edeln Züge des Gesichts, fand auch bald in Mathilden, der jüngsten Schwester Eduards, einem bleichen Kinde von außerordentlicher Schönheit, das Gesicht der Mutter wieder.

Eduard, der nun als alter Bekannter unserer Verlegenheit ein wenig hätte zu Hilfe kommen können, hielt sich ganz fremd und fern. Er war offenbar durch unsern Besuch auch befangen, und mir kam es vor, als ob er mich prüfend beobachtete. Das ärgerte, reizte mich, und verwandelte meine Blödigkeit in eine wahre Ausgelassen-

heit. Ich lachte viel über die Spässe seines jüngeren Bruders Emil, der sich als Altersgenosse uns zugesellt hatte. Mein Beifall spornte ihn immer mehr an, und so saßen wir dann ganz vertraulich beieinander und trieben tausend Possen. Eduard schien dadurch aufs tiefste gekränkt. Ich sah durch die offene Türe, wie er im Nebenzimmer auf dem Fenstertritt saß, den Kopf in die Hand gestützt und hinaus in die dunkle Nacht sah. Ein Ausruf der Mutter, „Na, was hat denn dir schon wieder die Petersilie verhagelt?“ verbesserte natürlich seine Stimmung nicht.

Als wir zum Nachteffen gerufen wurden, fanden wir die ganze Familie um den Tisch versammelt. Nur Wilhelm, der um zwei Jahre ältere Bruder Eduards, war nicht daheim. Er war taubstumm und besuchte deshalb eine Anstalt. Später lernte ich ihn kennen als einen schönen, kräftigen jungen Mann voll feiner Empfindung und reicher Begabung. Er sollte als Maler den Kunsttrieb der Familie betätigen.

Der Vater, dem Eduard entschieden ähnlich sah, gefiel mir in seiner unendlichen, gutmütigen Freundlichkeit sehr, auch die Mutter, als ich sie zwischen all ihren schönen Kindern so beglückt und stolz sitzen sah, ward mir gleich viel lieber, nur Karl, der älteste der Brüder, der eben zum Besuch aus Zwicau gekommen war, wo er in der chemischen Fabrik des Onkels Emanuel arbeitete, flößte mir wahrhafte Furcht ein, obgleich er sich sehr liebenswürdig und unterhaltend zeigte. Seine scharfen, etwas frivolen Blicke wirkten fast lähmend auf mich, und ich saß mit meinem fort-



Eduard Devrient, nicht ganz 16 Jahre alt

währenden Erröten wohl ziemlich einfältig und eingeschüchtert da.

Eduard selbst war sehr ernst, sprach den ganzen Abend über fast kein Wort, und es kam mir vor, als müsse er bei uns sich heimischer fühlen als in seinem Elternhause.

Uns zu Hause standen damals manche unliebsamen Tage bevor. Was Mutter längst gefürchtet hatte, trat ein. Franzens großartige Geschäftsunternehmungen hatten sich so ausgedehnt und überhandgenommen, daß er bald selbst einsah, sie nicht überwältigen und den Forderungen gerecht werden zu können. Vergebens! Er mußte sich dareinsfinden, alles so fein Erdachte und Angelegte unvollendet aufzugeben. Er verließ Berlin, wieder ganz mittellos und ohne jede Aussicht. Die ziemlich wertvollen Vorräte wurden mit Beschlag belegt, das Mobiliar verkauft. Einen geringen Teil des komplizierten Geschäftes, den Handel mit fremdländischen Hölzern, übernahm Vater, durch Ludwigs Geldmittel unterstützt, und gründete sich dadurch einen, wenn auch ganz bescheidenen Erwerbszweig. Unserm Wirt wurde die große, elegante Wohnung gekündigt, und er war so rücksichtsvoll, uns zu gestatten auszuziehen, sobald wir eine für uns passende Wohnung gefunden hätten. So durchwanderte Mine die Straßen von Berlin, und wir alle gaben mit Freuden das trügerische Glanzleben auf.

